

Die unterbrochene Rheinfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Schäfer, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 37

PDF erstellt am: **13.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
12. September
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Vor der Lese.

Von Oskar Kollbrunner.

Ein goldner Abend schlägt die herbe Luft:
Der Herbst ist nahe, der zur Lese ruft.

Der Himmel wölbt sich kühl und spiegelrein;
Auf Baumgesichter fällt sein Blauen ein,

Umspült des Apfels kerngefunde Pracht,
Spielt um die Birne, die im Laube lacht.

Sie aber harren alle, Frucht an Frucht
Des Tags, da sie die Hand des Pflückers sucht.

Noch trennt sie eine Gnadenspanne Zeit
Von der Vollendung in der Endlichkeit.

So schmücken sie sich auf in Gold und Rot
Und sind erfüllt von einem schönen Tod.

Die unterbrochene Rheinfahrt.

Von Wilhelm Schäfer.

Der Gendarm kam nicht sobald; sie hörten ihn noch immer in der Kirchgasse mit den Fäusten an die Türen schlagen — nicht einmal eine Waffenscheide hatte er dazu — und laute Worte befehlen im Namen des Gesetzes. Darüber wurden die da oben ungeduldig; der Bürgermeister streckte seinen Bürstentopf heraus und rief nach ihm; ein zweites Fenster wurde aufgemacht und der Verwalter versuchte gleichfalls hinaus zu springen. Johannes erkannte ihn gleich an dem weißen Puttkamerbart, auch den Pfarrer, der ihn zurückhielt, dann sah er den Gefoppten angeschossen kommen, ohne Helm und Säbel wie einen verlaufenen Jagdhund. Dem Bürgermeister wurde die heisere Kommando-Stimme dünn vor Wut: er solle erst die Tür aufmachen und dann dem Weibervolk nachlaufen! Der Gescholtene sprang auch gleich die Treppe hinauf und fand sich endlich vor der zugemauerten Tür, worüber ein Gebrause von kaum noch unterdrückten Rufen und Gelächter den Platz umzog.

Nun verlor der jähzornige Bürgermeister die letzte Geduld, gleich Kanonenrohren prohte er seine kurzen Beine heraus, drehte sich auf den Bauch und rutschte an der Steinmauer herunter. Als er ausgestreckt an der Fensterbrüstung hing, fand er den erwarteten Boden für seine suchenden Füße nicht; ein Gelächter auslösend, als ob nun wirklich rundum die ganze Einwohnerschaft von Klingenhach dastände, und ihr Oberhaupt hing an der Wand gleich einem gutgeschlachteten Schwein. Der Gendarm wollte noch zu Hilfe kommen, faßte die bürgermeisterlichen Beine zu heftig, auch war ihm der Körper zu schwer: wie ein kurzer Sack fiel er auf ihn und beide überfugelten sich. Als der Pfarrer auf den unglücklichen Gedanken kam, mit der Be-

troleumlampe — die lang aufladerte und im Wind verlosch — für eine Sekunde die gestürzte weltliche Obrigkeit kraft seines Amtes von oben zu beleuchten: da kannte das Gelächter keine Zurückhaltung mehr.

Irgend etwas Bedrohliches löste sich aus dem Knäuel los und kam auf Johannes zu, sodaß er in den Torweg sprang und die Tür vor sich verschloß. Der Gendarm schien hinter einigen zu dreisten Spöttern her zu sein; er hörte ihre Schritte vorüber stolpern, wagte sich aber nicht mehr hinaus. So von dem Schauspiel abgetrennt, spürte er fröstelnd seine nassen Beine, und als er sich nach dem Maler umwandte, war der längst fort; er stand noch unschlüssig in dem Torweg, der zugleich Flur war, als hinten eine Tür geöffnet wurde und von der Seite über ein Treppchen herunter der Lichtschein ein schmales Viereck an die Wand malte. Darin stand deutlich der vergrößerte Schattenriß der Frau und blieb auch ruhig stehen, wie wenn er auf ihn wartete; es wurde lächerlich für ihn, im Torweg zu lauern, was sich begeben würde, so folgte er dem Licht. Sie stand in der weiß ladierten Küche vor der messingblanken Hängelampe, sodaß er ihr Gesicht nicht gleich erkennen konnte, hatte aber ihr grünes Kleid von dem Schiff wieder an, als ob sie auf den späten Besuch gerechnet hätte.

Er zeigte aus Verlegenheit nach seinen Hosenbeinen, die ihm kalt und naß um die Beine klebten; sie schob ihm schweigend einen Stuhl hin, auf dem ein Paar Strümpfe lag. Auf den ersten Blick sah er, daß sie neu und ungebraucht, dazu von feinerer Wolle waren, als sie der Maler wahrscheinlich trug; auch ohnedies kam ihm die mütterliche Sorgfalt unerwartet, und erst, als sie sich achselzuckend

nach der Kammer wandte und ihn allein ließ, setzte er sich hin, die nassen Schuhe aufzuschürren, deren Spuren sich schon auf dem sauberen Steinboden zeigten. Während er noch mit nackten Füßen in der Küche saß — es war ihm alles kaum weniger traumhaft als in der ersten Nacht — kam sie mit einem sauberen Handtuch herein, kniete ohne Umstand nieder und begann die Füße abzutrocknen, indem sie einen nach dem andern auf ihren Schenkel stellte, dessen Festigkeit und Wärme seine nackten Sohlen durch das dünne Kleid spürten. Dazu hatte er ihr schwarzes Haar in starken Flechten dicht vor seinen Augen und ihre kräftige Frauenbrust darunter. Obwohl es ihn gelüstete, ihr durch einen leisen Druck ein Zeichen zu geben, wie sehr ihn der Reiz eines solchen Fußgestells entzückte und daß seine nackten Füße in ihren Frauenhänden waren, hielt er atemlos still, bis sie die nassen Schuhe nahm — immer noch kniend — und sie mit einem andern Tuch innen wie außen abtrocknete.

Er zog sich unterdessen die sauberen Strümpfe an, blieb aber durch die Ungewöhnlichkeit dieser Umstände so unbeholfen sitzen, daß sie die Schuhe nicht nur herreichte, sondern auch sie zuzuschürren begann, wobei sie wieder — das Tuch über ihr Kleid gebreitet — seinen Fuß auf ihren Schenkel stellte. Nun aber ließ ihn in der Entzückung seiner Sinne der Teufel nicht los, die Wohlgefühle von der Berührung durch einen Druck zu steigern. Sie schien es lange nicht zu spüren, bis sie verwundert zu ihm aufsaß und den Schuh auf dem Boden fertig schnürte.

Bis dahin hatte sie nach ihrer Art kein Wort gesprochen und blieb auch schweigend, als der Malermeister aus der Kammer trat — gerade fing eine Wanduhr raselnd an zu schlagen, es war elf — und ihn hinaus bringen wollte durch die Gärten, weil vorn auf dem Marktplatz der Gendarm immer noch auf der Suche nach seinem Säbel wäre. Die Frau machte sich am Herd zu schaffen und sah nicht einmal zum Abschied nach ihm hin, als er, in seiner Betäubung nur fortbewegt nicht aufgeweckt, durch die Anstreicherwerkstatt und den schmalen Garten zum zweitenmal das Haus zur Nachtzeit heimlich verließ. Während er nachher allein den schmalen Pfad hinauf ging, immer zwischen hohen Hecken, malte er sich aus, daß es nicht zum letztenmal gewesen wäre; als er einen Garten offen fand, fragte er nicht, wem er gehörte, und ging hinein. Er warf ihm einen häßlichen Geruch von Reseden entgegen; erst weiter oben in einer Heckenlaube wehte die kühle Nacht. Da blieb er sitzen bis in den Morgen; die heißen Mäuden, die Fledermäuse vor dem halbdunklen Himmel, dann und wann ein Tierruf, ein Glodenschlag, der durch die Zweige schütterte: das alles stand nicht mehr um ihn als fremde Wirklichkeit; als ob es aus ihm selber käme, aus dem Boden seiner Seele, die durch die Wohlkluft an einem Frauentkörper ihm unbemerkt eins mit den Sinnen geworden war.

V.

So war er aus einem Flüchtling der erste Sommergast in Klingenbach geworden; denn nun dachte er nicht mehr ans reisen. Er wußte, daß der Maler nicht einmal mittags zum Essen kam, weil er für eine frömmelnde Baronin auf der andern Rheinseite eine Hauskapelle mit romanischen Arabesken auszumalen hatte; so ging er am nächsten Nachmittag noch mit einem Vorwand, danach täg-

lich dreister in das Haus. Sie nahm seine Besuche, die immer länger wurden, verwundert auf, obwohl sie fast nie etwas sagte und sich bei ihren häuslichen Geschäften, die sie ungehindert weiter tat, wenig um ihn kümmerte. Er kam ihr in Wirklichkeit durchaus nicht so nahe, wie seine heimlichen Gedanken gingen; durch seine Scheu und eine behutsame Aufsicht war er bisher bei keiner Frau gewesen und fand sich nur zu einer familienhaften Vertraulichkeit mit ihr. Daß sie ein schönes und fremdartiges Weibsbild war, sahen zwar die Augen nicht allein, das spürte er im Aufruhr seiner Natur: von der runden Sinnlichkeit ihres Wesens aber — die ihm in allen späteren Erlebnissen unwillkürlich ein Maßstab wurde, an dem gemessen die meisten Frauen etwas wurzeldünn oder entblättertes hatten — wurde ihm zunächst kaum mehr als die Wohllichkeit ihrer Gegenwart bewußt, die für die jünglinghafte Mischung von Mann und Knabe, wie er sie vorstellte, gleich einen Seitenstrom ins mütterliche nahm.

Gerade daß sie ihm so fremd war, daß sie durch alle Dinge der sogenannten Bildung von ihm getrennt seine Fragen kaum verstand und also mehr ein gezähmtes Tier als einen Menschen für ihn vorstellte, das löste ihm die Sprache: wie das überhaupt von allen Geheimnissen der Frau das tiefste und für den Mann erlösende ist, ihn auf den Sinngrund des Lebens zurück zu führen, oder — wie Johannes es später in Worte brachte — aus einem denkenden Menschen für Minuten seliger Vergessenheit wieder ein fühlendes Tier zu machen: Im Grunde seines Wesens sei es jedem unheimlicher und seelenvoller, in die Augen eines Jagdhundes zu blicken, als mit dem gescheitesten Menschen der Welt im Gespräch zu sein. Denn auch im reinen Gespräch ginge weder der eine noch der andere auf; es sei das neutrale Grenzgebiet, wo sie sich beide trafen und über Dinge verständigten, die genau befehen gar nicht die ihrigen, sondern die der sogenannten Interessen und der Bildung wären, von der Eigenmächtigkeit der Logik diktiert, die auch ohne das Gehirn der Sprechenden denkbar sei und die sie mit ihren Worten mehr störten als unterstützten. Mit einem Tier — und fast so mit einer Frau — allein zu sein: das mache den Heimplücken Mut, daß sie den Weg zu Worten fänden, die weder ein Gespräch wären noch eine Antwort verlangten, und doch allein von allem Gesprochenen die Sprache der verschauhten Seele vorstellten.

So konnte Johannes in der ersten Vertraulichkeit dieser fremden Römerfrau Dinge sagen, für die er noch keinen Freund gefunden hatte: Von dem menschlichen Körper, der bis zum Sarg in den Kleidern stäke, wie eine Schnecke in ihrem Haus; nur das Gesicht, der Nacken und die Hände kämen ins Leben der Wirklichkeit, das andere bleibe im Geheimnis drin mit seinen Formen und Bewegungen, so daß viele nicht einmal den eigenen Körper kannten, in dem ihre Seele beschloßen sei. Ob sie sich selber schon gesehen habe? Nicht in der Badeanstalt, wo viele andere Körper wären und zu Dingen wie Häuser und Bäume würden, darum das Licht und die Luft spielten: aber allein im Zimmer, vielleicht vor einem Spiegel, oder morgens noch im Bett, wo die Hände wie fremde Wesen dalägen und er sich vor den eigenen Füßen fürchten könne.

Von ihrem schwarzen Haar sprach er, und daß es nicht nur schön durch seine Schwärze wäre, sondern wie es

gewachsen sei; es gäbe Haar — wie feins — das dünn und schlaff von schwachen Säften zeuge, und eines, dick und tot wie Pferdehaar: ein anderes aber auf gesundem Körper, das schwer und geschmeidig wäre wie saftiges Gras, darauf nach einem Regen die Sonne schiene: so sei das ihrige. Wie schade, daß sie es stets in Flechten trage — wie Zwiebelzöpfe oder als ob eine Weizengarbe schon vor dem Schnitt, mit den Wurzeln noch im Boden, gebunden wäre — ob er es nicht einmal offen sehen könnte?

Auch um den Duft zu haben. Woher es käme, daß der Geruch von Menschen so verschieden sei, fast wie von Blumen? Hunderte gäbe es, wo die Nähe oder gar eine Berührung ihm widerwärtig wäre, aber auf einmal sei es wie Veilchen. Ob sie meine, daß die Sinne da einer Zuneigung aus andern Gründen gehorchten? Oder ob die seelische Zuneigung aus den Sinnen käme? Dann wäre es doch komisch zu erleben, daß alles, was sich ein Mensch in seinem Kopf zurecht gemacht habe an Gedanken und aus Erfahrungen, an Bildung und Charakter: auf einmal von seinem körperlichen Geruch abhängig sei? Daß die Menschen also schließlich doch nur verdorbene Tiere wären, die sich im sogenannten Bewußtsein ein fremdes Reich zurecht gekünstelt hätten mit Begriffen und Schriftzeichen, Fortschritten und Idealen: was aber ihr natürliches Leben wäre, das stände den Tieren und dem Geheimnis der Pflanzen viel näher; so daß, wenn er das überlege, die sogenannte Bildung im Menschlichen nur einen Steinbruch aufgerissen hätte, wo die Erde statt dem dunkel in sich ruhenden Boden bloßgelegtes Gestein wäre und gar kein Lebensgrund mehr, nur totes Geröll.

Sie gab auf seine Fragen nie eine Antwort, verstand ihn auch im einzelnen kaum, weil sie nicht an der Not der Bildung litt, aus der solche Worte kamen: aber was sie sich als Frau daraus entnehmen konnte, das — fühlte er wohl — entging ihr nicht. Umso merkwürdiger und damals noch unerklärlich war ihm der Haß, der manchmal in einem Blick oder einem kurzen Zornlaut ausbrach und ihn an Tiere erinnerte, die irgend einmal von Menschen mißhandelt wurden und das Mißtrauen davon im Auge behielten.

Sie hatte keinen Tag geduldet, daß er zum Abend blieb, und als er es am Samstag erzwingen wollte, ging sie einfach mit einer Besorgung auf die Gasse hinaus und kam nicht wieder. Er blieb zwar trogig wartend da, aber statt ihrer kehrte der Maler von seiner Arbeit heim und fand ihn verwundert allein in der dämmrigen Küche sitzen, sodaß er Mühe hatte, mit einem Vorwand hinaus zu kommen.

Während er nachher in seiner Kammer auf und ab ging, in böser Laune über die Lächerlichkeit, die er mit sich heimgetragen hatte, klopfte es an seine Tür. Vom Rhein her glitzerten schon die Lichter wie Glascherben in der Sonne, als er aus seinen Grübeleien aufgeschreckt wieder einmal den Seher Heinrich erscheinen sah. Das Gesicht schien in der Dämmerung noch blässer als sonst, auch hörte er der Stimme an, daß ihm die Augen wieder voll Wasser standen. Er hatte einen Ranzen auf dem Rücken und war, wie er vorwurfsvoll sagte, schon zweimal vergebens gewesen, um Abschied zu nehmen: Ihm sei durch die brutalen Machenschaften des Verwalters gekündigt worden, wie

auch der Küffer Anton und andere ohne Kündigung entlassen wären. Es täte ihm nicht leid; denn seit der Geschichte auf dem Marktplatz hätte er die andern noch nicht nüchtern gesehen. Er wäre Sozialist und hätte sich als Abgesandter des Wuppertals hier am Rhein gefühlt, aber von solchen Menschen sei nichts zu erhoffen, bei ihnen liefe alles auf die albernsten Späße aus und auch für diesen Abend hätten sie wieder etwas Abscheuliches vor. Da säße seine Mutter im Wuppertal, die sich auf ihn als ihren einzigen Sohn verlassen müßte, auch darin, daß er die Sache der Arbeiterschaft nicht mit Albernheiten verriete: morgen mit dem Frühesten ging er heim zu ihr, in zwei Tagen zu Fuß bis Bonn, danach mit der vierten Klasse nach Barmen.

So war unterdessen im Ort Krieg ausgebrochen und Johannes hatte nichts davon gemerkt; auch jetzt begriff er nicht, wie er zu dem Abschiedsbesuch kam; weil ihn der weinerliche Ton vollends verstimmte und daß der Seher schon einen Tag vorher mit dem Ranzen herum lief, war er kaum freundlich zu ihm. Das wiederum reizte den Menschen so, daß er sich doch noch den Mut nahm, mit seinen Hintergedanken auszupacken: Wie er sich das mit der Frau dachte? Der ganze Ort spräche natürlich schon davon, daß er ihr täglich ins Haus liefe. In Koblenz wie in jeder andern Stadt gäbe es doch Frauenzimmer genug, die — einmal durch das Geld der Reichen unglücklich gemacht — für solche Herrenjöhnchen zu haben wären. Da sei es unnötig, eine ordentliche Frau ins Geschwätz zu bringen und noch dazu die von einem Freund.

Einen Bußprediger konnte Johannes in seiner Laune am wenigsten brauchen, und der Grimm über den Freund packte ihn so, daß er dem Gemächte wortlos die Hand in den Rücken legte und es hinaus schob, wobei er sich beherrschen mußte, ihm nicht noch einen Tritt zu geben. Als er ihn freilich draußen hatte und noch ein paarmal mit Siegerschritten auf und ab ging, schämte er sich auch schon; denn trotz den Schweißhänden und der Heulerei war der Seher kein unreinlicher Mensch. Doch war sein Zorn so aufgerührt, daß er ihn bald vergaß, seinen Hut und Mantel ergriff, auch den Stod nahm und hinausstürmte.

Er lief ein paarmal nicht in der besten Vernunft am Rheinufer hin und her, wo die Schiffe mit erleuchteten Kajüten lagen und der wühlende Wind seinen Mantel flattern ließ: etwas Aufrührerisches war auch in der Luft, sodaß er von seiner letzten Besinnung verlassen, kaum anders als ein Betrunkener an das Haus des Malermeisters Christian Merse kam und — als er noch umkehren wollte — trogig hinein ging, wie wenn es ihm gehörte. Im Flur war es dunkel; er tappte sich durch bis an das Treppchen, klopfte barsch an die Tür und trat ein. Sie saß bei der Messinglampe und hatte die schwarzen Haare aufgemacht; obwohl sie ihn sofort erkannte, blieb sie zuerst sitzen, bis sie, den Kamm noch in der Hand, mit aufgehobenen Armen auf ihn zu kam. Er konnte geblendet durch das grelle Licht nach der Dunkelheit ihr Gesicht im Schatten der Lampe nicht erkennen, mißverstand deshalb ihre abweisende Bewegung und fiel ihr wortlos in die Arme.

Das ganze geschah so sinnlos wie möglich in der offenen Tür, wobei er nicht einmal wußte, ob der Maler noch zu Hause war und irgend woher eintreten konnte. Sie wehrte ihn mit beiden Ellenbogen ab; die Kraft ihres

vollen Körpers machte ihn völlig verrückt, ein Ringkampf fing an, Brust an Brust, wobei er sie zwar Schritt für Schritt zurückdrängte, aber nicht verhindern konnte, daß sie ihn an der Gurgel würgte. Aller Traum schien Wirklichkeit geworden, sodaß er die Erscheinung vom ersten Morgen in den Armen hielt, als er auf dem Divan lag; und doch war wieder die grauenvolle Unwirklichkeit darin. So wußte er zuerst nicht, ob es sein rauschendes Blut oder der Anfang einer Ohnmacht war, als in den stummen Aufruhr, in das Geschlurf der Sohlen auf dem Steinboden und den gepreßten Atem ein helles Gebrause kam, wie wenn ein Sturm das Dach abhob. Da hatte sie sich auch schon losgerissen; draußen aber schwoll ein Lärm von Stimmen und Schritten am Torweg vorbei, dessen Tür aufgestoßen und gleich wieder zugeschlagen wurde. In dem verschollenen Lärm hörte Johannes, daß jemand den Riegel vorschoß und daß rasche Schritte kamen; als er sich umwandte, stand schon der Maler, keuchend vom Laufen und schwankend vom Wein da. Auch ihm fiel das grelle Lampenlicht voll ins Gesicht, aber die betrunkenen Augen schienen unempfindlich dagegen, weit aufgerissen und von den roten Lidern wie von Blutringen umzogen. So standen sie ein paar Sekunden gegen einander, bis von der Frau ein dünner Klage-ton kam. Sie hatte sich an den Tisch gesetzt und schlug mit ihren Fäusten auf die Platte, daß der Ramm wie ein Fisch aufsprang. Johannes verlor das letzte Gefühl, noch in der Wirklichkeit zu sein; irgend etwas Gelesenes oder Geträumtes verwischte ihm den Sinn davon, sodaß er selber wie in einem Buch oder Traum handelte:

Guten Abend, Herr Malermeister, sagte er, hob seinen Filzhut auf, der am Boden lag, und schwenkte ihn. Als der andere nichts antwortete, nur für einen Augenblick die roten Lider schloß, wobei sein verwüstetes Gesicht aussah wie zerknittertes Papier, nahm er den Hut noch einmal mit derselben Schwenkung ab, verbeugte sich auf dem Theater und ging hinaus. (Fortsetzung folgt.)

Eine religionskundliche Fahrt durch Jugoslawien.

Jugoslawien war noch vor wenig Jahren ein Land, von dem die meisten Schweizer nur undeutliche Vorstellungen hatten. Heute organisiert sogar der Bildungsausschuß der



Zagreb. Blick auf den Dom.



Kroatische Bauern im Seftkleid.

Zürcher Sozialdemokratischen Partei 14tägige Fahrten nach Südbalmazien. Dies zeigt am besten den Umschwung der Lage. Auch das sogenannte Proletariat, nicht mehr nur feudale Herrschaften, lernen etwas kennen von der Wunderwelt der Adriaküste.

So schön aber die steilen Felsklippen hart am tiefblauen Meer auch sind, umgeben von subtropischer Pflanzenwelt, noch schöner ist es, dem Volke selbst ins Herz zu schauen und es dort zu belauschen, wo seine heiligsten Güter gepflegt werden.

Auch nach dieser Richtung ist Jugoslawien ein Land der tausend Ueberraschungen. Seine 13 Millionen Einwohner gehören den verschiedensten Sprachstämmen an. In der Nähe der Donau hört man württembergisches oder pfälzisches Deutsch, das sind reformierte und lutherische Kolonisten. Tief im Süden reden sie mazedonisch, dort führen die Komitatschi das große Wort und bis an die Zähne bewaffnete Soldaten hüten auch die kleinsten Bahnübergänge. Im Westen reden sie slovenisch und kroatisch, im Südwesten, an der dalmatinischen Küste, kommt man auch mit Italienisch ganz gut durch. Die albanesischen Burgen erinnern dort heute noch, wer einst an der Ostküste Meister war.

Ein ähnliches Gemisch, wie in der Sprache, das noch durch die verschiedenen Dialekte der eigentlichen Serben vermehrt wird, herrscht auf religiösem Gebiet. Die Kroaten und Slovenen mit ihrer mitteleuropäischen Kultur, sind römisch-katholisch. In Südserbien, mit den primitiven Hütten, wo manchmal Mensch und Vieh im gleichen Raum, der zweigeteilt ist, zusammenwohnen, regiert der orthodoxe Pope. In Bosnien erinnern die Eingeborenen daran, daß 1389 auf dem Amselfelde die serbischen Heere vor der türkischen Uebermacht zusammenbrachen und von da an durch volle 5 Jahrhundert hindurch die Osmanen Meister blieben.

1½ Millionen Mohammedaner gibt es heute noch in Bosnien, im Herzen des jugoslawischen Staates. Es sind auch Slaven, keine Türken, Blutsverwandte der Christlich-Orthodoxen. Sie hat man gezwungen, vom Kreuz zum Halbmond hinüberzugehen und sie ließen sich zwingen.

Eigenartig berührt, daß das bosnische Mohammedanertum den alten Orient fast noch besser bewahrt als die fernere Türkei.

Als ich eines Tages mit dem Nachtzug von Belgrad her nach Westen fuhr und am andern Morgen in den Engpässen des Zentralbosnischen Gebirges dem Sonnenaufgang zuschaute, fiel der Blick auf einen alten Mann, hart am Bahndamm. Er gebrauchte noch den hölzernen Pflug, mit dem seine Vorfahren vor Jahrhunderten schon den Boden bearbeitet hatten. Auch in seiner Haltung prägte